

DER PRANGER IN HORNI PLANA

Es war Sonntag, der letzte Tag unseres Kurzurlaubes in Tschechien, an einem Stausee der Moldau, zwanzig Kilometer von der Grenze entfernt. Der Donnerstag davor war ein Feiertag gewesen, am Freitag hatte sich Nora freigenommen. Sie sagte, dass sie mal Abstand brauche, zur Arbeit, zur Uni, zur Familie und überhaupt. Und dass wir deshalb für ein paar Tage wegfahren würden. Also setzten wir uns früh am Morgen in das Auto und erreichten drei Stunden später den Ort Lipno, wo sie ein kleines Ferienhäuschen gemietet hatte, mit direktem Zugang zum See und einer riesigen Rasenfläche davor.

Lipno bestand fast nur aus Fremdenzimmern, zwei Supermärkten und einigen Gasthäusern, die alle das Gleiche anboten. Nora brauchte diese Tristesse im Moment und mir war es egal, denn seit meinem Unfall durfte ich weder spielen noch trainieren. Ich war bei der Abwehr eines gegnerischen Angriffs mit voller Wucht gegen eine Torstange geknallt. Ein paar Tage später bekam ich so arge Kopfschmerzen, dass Nora mit mir ins Krankenhaus fuhr und dort vehement auf eine Schädel-MRT bestand, die dann ein Knochenmarksödem am Jochbein zeigte. Damit waren die Endspiele der Unihandballerinnen für mich vorbei.

Keine Anstrengung, kein Sport, kein Training, hatte der Arzt gesagt. Also achtete meine Donna darauf, dass ich mich wirklich nicht anstrengte. Am liebsten hätte sie mich auch noch gefüttert. Ich durfte nichts anders tun, als unter ihrer Aufsicht im See zu schwimmen und auf dem Rasen herumliegen.

Ich hatte mir ein paar französische Bücher mitgenommen, um diese wunderschöne Sprache nicht endgültig zu verlernen, Nora quälte sich durch Wolfgang Herrnstadts letztes Buch und wurde zunehmend depressiver über diese Aufzeichnungen eines sterbenden Schriftstellers. Da die einzige vegetarische Speise, die von den Gasthäusern des Ortes angeboten wurde, Powidltascherl war, kochte erst sie, dann ich in der perfekt eingerichteten Küche des Ferienhäuschens. Und außer kochen, lesen, Sex zu haben und auf der Wiese vorm See herumzuliegen taten wir drei Tage lang nichts. Dann war auch ihr langweilig geworden und wir beschlossen, noch am letzten Tag die Gegend mit dem Auto zu erkunden, immer entlang der Ostküste dieses riesigen Stausees.

In der Nacht davor hatte ich einen meiner Roten Träume. Ich nenne das so, wenn ich in einem Traum etwas sehe, das tatsächlich einmal geschehen ist, oder bald geschehen könnte. Ich weiß schon, das ist ziemlich verrückt, aber es passiert mir immer wieder. Manchmal bin ich selbst mittendrin in dem Geschehen, manchmal nicht. Dann sind es Menschen, die ich noch nie sah und nie sehen werde. Menschen, die einmal lebten oder einmal leben werden. Oder solche, die das, was ich träume, just in dem Moment erleben, in dem ich es träume.

Das ist unheimlich, ich weiß. Manche nennen es das zweite Gesicht, andere Empathie oder Schizophrenie. Mir ist egal, wie das heißt, ich will es nicht haben, denn es ist ein Fluch. Aber zugleich auch ein Segen, denn es hat Nora mal das Leben gerettet. Aber das ist eine andere Geschichte.

Hier in Lipno, am Stausee der Moldau, holte mich in dieser letzten Nacht unseres kurzen Urlaubes jedoch ein Traum über ein Ereignis aus der Vergangenheit ein. Aus einer sehr fernen Vergangenheit. Die meine war. Und Noras.

Es ist Nacht und ich laufe durch den Wald. Am Himmel steht ein fahler Mond, graublaue Wolken ziehen an ihm vorbei. Es hat aufgehört zu regnen, aber der Wind geht noch immer. Trotzdem ist mir heiß. Vom Laufen. Sie sind hinter mir her.

Ich habe keine Schuhe an. Aber ich spüre fast nichts auf meinen Fußsohlen. Sie scheinen abgehärtet zu sein, als würde ich schon mein ganzes Leben barfuß laufen. Nur die Dornen der Brombeeren spüre ich. Sie zerkratzen meine Beine, zerfetzen das graue Kleid, das ich trage, noch mehr, als es ohnehin schon ist. Ich laufe weiter.

Ich höre ihr Hecheln, ihr Winseln, manchmal bellt einer kurz auf. Sonst geben sie keinen Laut von sich. Wölfe jagen leise. Und jetzt jagen sie mich. Sie haben mein Blut gewittert. Das aus der Scheide und das von der Stirn. Die Soldaten haben mich geschlagen. Zuerst weil sie mich nehmen wollten und dann, weil sie gesehen haben, dass ich unrein bin.

Einer hat mir mit seinem Stiefel in die Seite getreten, dann nach meinem Kopf. Ich bin zurückgewichen, doch der Stiefel hat mir die Stirn aufgerissen. Dann sind sie weggeritten. Ich weiß nicht, wie lange ich dort gelegen bin, im Holzschlag. Als ich wieder zu mir gekommen bin, ist es Nacht gewesen.

Das Erste, was ich gedacht habe, als ich wach war: dass der Bauer zornig wird, wenn ich zu spät nachhause komme. Ich habe nach dem Weg gesucht, aber der

Mond ist noch hinter den Wolken gewesen und ich habe nichts gesehen. Mein Kleid ist nass. Es hat also geregnet, während ich geschlafen habe.

Dann sind die Wolken weggegangen und ich habe den Weg gefunden und bin ein Stück talwärts gelaufen. Aber nicht weit, denn dann sind sie plötzlich vor mir gestanden. Erst zwei gelbe Augen, dann vier, sechs, acht.

Ich bin losgerannt. Und sie immer hinter mir her. Vorbei am Holzschlag, höher hinauf, durch das Dickicht der Farne und Brombeeren, bis zum Grat des Hügels. Ich hoffe, dass auf der anderen Seite die Moldau ist. Wasser mögen sie nicht.

Schemen zwischen den Bäumen, Hecheln, Knurren und immer wieder ein heiseres, kurzes Bellen. Der Leitwolf. Er führt die Meute an. Es macht ihm Freude, mich jagen zu lassen. Er will nicht nur mich, er will meine Angst, meine Seele. Ich bete den schmerzhaften Rosenkranz. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für mich arme Sünderin in der Stunde meines Todes.

Ich stolpere über eine Wurzel, falle hin, ein dürrer Zweig bohrt sich in meine Hand, eine weitere reißt mir die Knie auf. Ich rolle den Hang hinunter. Ziehe die Arme nah an mich und den Kopf ein. Dann fange ich mich an einer jungen Buche und stehe wieder auf. Renne weiter den Hang hinunter.

Nun sind die Schemen weg. Auch das böse Hecheln und Knurren ist nicht mehr zu hören. Aber irgendwo schlägt Wasser an ein Ufer. Endlich. Ich verlangsame mein Tempo und zwänge mich durch die Holunderbüsche durch. Dann stehe ich vor der Moldau. Und zwischen mir und dem Fluss die Wölfe.

Der Leitwolf tritt vor, die anderen bleiben zurück. Er sieht mich an mit zurückgezogenen Lefzen, als würde er grinsen. Wie der Bauer, wenn er nach einer Magd greift, sieht das aus. Ich weiche zurück, aber hinter mir ist der Hang. Ich stolpere, falle, der Wolf bellt kurz auf und dann höre ich einen hohen Ton, wie von einer Flöte. Oder eigentlich höre ich ihn nicht, sondern spüre ihn mehr. Wie ein Pfeil bohrt er sich in meinen Kopf, genau dort, wo mich der Stiefel des Soldaten traf.

Dann ist die Heilige Jungfrau über mir und bietet mir ihre Hand. Ich nehme sie und sie zieht mich hoch und ich wundere mich, dass sie kein blaues Kleid trägt und keinen Schleier und auch keinen Heiligenschein.

»Na, Marie, schlecht geschlafen?«

Nora streichelte mir über den Kopf. Ich war eine Stunde vor ihr aufgewacht, hatte das Frühstück vorbereitet und mich danach in einen der Rattanstühle auf der Terrasse gesetzt. Nun drehte ich mich zu ihr, drückte mein Gesicht gegen ihren Bauch und atmete ihren Duft tief ein. Sie zog mir den Kopf zurück und küsste mich.

»Alles gut, Schatz. Pack deine Sachen, wir hauen ab von hier.«

Gegen elf kamen wir in Horni Plana an, zehn Kilometer nördlich von Lipno. Eine tschechische Kleinstadt wie hundert andere auch. Aber Nora fuhr nicht ins Zentrum, sondern machte einen Bogen um den Ortskern und hielt vor einem Park. Wir stiegen aus und schlenderten zwischen Buchen und Birken auf einen Hügel.

»Wohin führst du mich, Donna?«

»Wirst schon sehen, meine Schöne, nur Geduld.«

Ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter und so gingen wir durch die Allee der immer höher werdenden Bäume, kamen an einer Kapelle vorbei, stiegen den Hügel weiter an und standen schließlich vor einer stählernen Konstruktion, die weit über die Wipfel der Bäume reichte. Eine Aussichtsplattform. Meine Hand begann zu schwitzen und mein Herz wie wild zu klopfen

»Da hinauf, Donna?« Das Beben in meiner Stimme war nicht zu verbergen. Sie nickte ernst und bestimmend.

Ja, ich habe Höhenangst. Schon auf der zweiten Sprosse einer Haushaltsleiter fange ich zu zittern an. Und ja, sie weiß es. Und sie liebt es, mich in solche Höhen zu führen, nicht nur im übertragenen Sinn, sondern auch in echt. Allein würde ich das nie tun, aber an ihrer Hand ist es leicht, diese Angst zu überwinden.

Das erste Mal, gleich nachdem ich es ihr gestanden hatte, im Hallenbad, ging sie mit mir auf den Fünfmerturm. Sie stellte mich an die Kante des Brettes dort oben und sagte: »Jetzt lass dich einfach fallen.«

Machte ich nicht. Stattdessen drehte ich mich um und sah zu ihr hin, zitternd mit weichen Knien. Da kam sie zu mir, umarmte mich und sagte: »Halt dich fest an mir!« Ich tat es. Aber nicht nur mit den Armen klammerte ich mich an sie, sondern auch mit den Beinen um ihre Hüften. Sie hielt mich mit einer Hand zwischen den Schultern und mit der anderen am Po, fest an sich gedrückt. Dann sprang sie.

Ich schrie nicht auf, aber krallte mich in ihrem Rücken, und als wir so umarmt am Wasser aufkamen und eintauchten und immer tiefer bis zum Grund des Beckens sanken und sie mich an ihren Körper presste, da überkam mich unter Wasser ein so heftiger Schauer, dass ich dachte, ich würde ertrinken.

Seither liebe ich es, wenn sie mich meiner Höhenangst aussetzt, ohne mich dabei zu verlassen, immer höher und immer mehr. Manchmal stehen wir dann zu zweit auf so einem Ding wie diesem hier und ich lehne mich dann weit über das Geländer wie Kate Winslett auf der Reling der Titanic und wenn sich meine Beckenbodenmuskeln zusammenziehen und sie mich von hinten umarmt und zärtlich auf den Nacken küsst, dann fliege ich wirklich.

Hatte sie das jetzt auch vor, als sie sich mit mir durch diese Wendeltreppe auf die Plattform, vierzig Meter über uns, schlängelte? Vielleicht.

Oben angekommen, ging ich erst vor bis zum Rand der Plattform an die Brüstung und blickte in diese unendliche Weite der böhmischen Wälder, durch die sich die Moldau mäanderte. Ein frischer Wind blies mir ins Gesicht und ich atmete tief ein. Über uns zog ein Bussard seine Kreise und aus den Wäldern rief ihm ein anderer Vogel zu. Dann: Hecheln, Knurren, ein heiseres Bellen. Ich wich zurück, spürte meine Geliebte hinter mir, ihre Arme um meinen Körper und ihre Wange an der meinen. Und Tränen, die mir aus den Augen traten. Ich drehte mich in ihrer Umarmung, lehnte meinen Kopf an ihre Brust und zitterte am ganzen Körper.

»Wir waren schon einmal hier, Donna!«

„Hier auf diesem Aussichtsturm? Quatsch.“

»Nein, nicht auf diesen Turm. In diesen Wäldern.«

»Und wann genau bitte soll das gewesen sein?«

»Vor vierhundert Jahren. Anno Domini 1621, sechs Monate nach der Schlacht am Weißen Berg.«

Nein, sie ist nicht die Jungfrau Maria. Das sei doch ich, die junge Frau namens Maria, sagt sie. Tatsächlich haben sie mir im Kloster den Namen der Gottesmutter gegeben. Wie allen Findelkindern. Sie aber, diese Frau, die mich vor den Wölfen gerettet hat, indem sie nur in ein kleines Eisenröhrchen blies, sie heißt Leonore.

Als ich sie nach ihrem Vaternamen frage, lacht sie nur und sagt, sie habe weder einen Vater noch dessen Namen. Dann fragt sie nach meinem und ich sage: »Maria.« »Und wie weiter?« »Und nichts weiter.« »Wem gehörst du?« »Dem Bauer hinterm Hügel, er hat mich vom Kloster gekauft, um ein Huhn und dreißig Eier, mehr bin ich nicht wert.«

Sie nimmt mich mit in ihr Haus am Rande des Waldes. Es ist viel größer als mein Verschlag im Stall am Hof. Ein Zimmer mit Herdstelle, Tisch und Stühlen und einem echten Bett. Ein Schrank mit Büchern, soviel, wie ich sie nur im Kloster gesehen habe. Am Dachsparren hängen hunderte Büschel von Kräutern und Pilze zum Trocknen.

Im Herd ist noch Glut, sie legt Scheite darauf und hängt einen großen Kessel Wasser über das Feuer. Dann schiebt sie einen hölzernen Zuber herbei, befiehlt mir, mich auszuziehen. Ich zögere, weil ich mich meiner Nacktheit und meines Unrein-Seins schäme. Also zieht sie mich aus, langsam und sanft. Dann hilft sie mir, in den Zuber zu steigen, und wäscht mich. Und es ist gut, so wie sie das tut.

Sie trocknet mich ab. Mein zerrissenes, schmutziges Kleid wirft sie ins Feuer und gibt mir ein neues. Es ist weiß und aus Linnen. Noch nie trug ich sowas. »Es ist wunderschön«, sage ich. »Es ist jetzt deines«, sagt sie.

Sie betrachtet die Wunden, die ich mir auf der Flucht vor den Wölfen zugezogen habe, und berührt mit ihrem Finger die Narben vom Gürtel des Bauern auf meinem Rücken. Er hat mich geschlagen, weil ich von dem Brot gegessen habe, das ich an die Schweine verfüttern sollte.

Sie gibt eine kühlende Salbe auf die Wunden an meinen Beinen und Armen, verbindet mir die Stirn, kämmt mein Haar. »Bist du eine Heilige oder eine Hexe?«, frage ich sie. »Nichts davon«, sagt sie, »nur eine Frau.« »Aber warum kannst du dann lesen?« »Weil ich es will. Und wenn du willst, lehre ich es dich auch.«

Sie deutet mir, in ihrem Bett zu schlafen, aber ich will mich auf den Lehm Boden legen. »Nichts da«, sagt sie und zeigt auf das Bett. Ich gehorche. Später wache ich auf, sie liegt neben mir, leise atmend. Ich suche nach ihrer Hand.

Am nächsten Morgen bietet sie mir an, mich zum Bauern zurückzubringen. Ich könne aber auch bleiben, wenn ich wolle. Ich brauche nicht nachzudenken. Lieber bin ich die Dienerin einer Frau, die vielleicht eine Hexe ist als das Lustfleisch des Bauern und seiner Knechte. »Gut«, sagt sie, »dann bleib.«

Drei Winter ziehen in das Land, vier vielleicht oder sogar fünf, ich weiß es nicht mehr. Ich werde zu einer Frau an der Seite meiner Herrin, die nicht so genannt werden will, es aber trotzdem ist. Jede Nacht schlafen wir im gleichen Bett, immer findet meine Hand die ihre. Manchmal, wenn die bösen Träume kommen, nimmt sie mich in den Arm, und dann wieder, wenn ihre bösen Träume kommen, ich sie.

Der Krieg zieht übers Land. Einmal sind es die Böhmen, dann die Kaiserlichen, dann die Ungarn, dann wieder sind es Bayern oder die Österreicher. Die Welt

brennt, Gehöfte, Dörfer, ganze Städte. Der Rauch mischt sich mit den Nebeln über der Moldau, Geruch von Blut und verbrannten Fleisch überall.

Nichts davon ficht uns an, in dieser Kate hinter dem Wald. Meine Herrin sammelt Blätter, Kräuter und Pilze, mischt Salben und Tinkturen daraus, die sie einmal im Monat dem Apotheker in Krumau bringt, manchmal wird sie gerufen, um einer Frau beim Gebären beizustehen. Von den Frauen wird sie geachtet, von den Männern übersehen. Sie schert sich nicht darum.

All das lehrt sie mich: Die Pflanzen, wie sie heißen und wo sie wachsen, wann sie geerntet und wie sie zubereitet werden müssen, um ihre Wirkung zu entfalten, und welche wofür und wogegen sind. Wie man ein Kind im Mutterleib dreht und wie man verhindert, dass eines dort Platz nimmt. Wie man den Brand heilt und die Krätze, wie man die Pocken vermeidet und Wölfe vertreibt. Und nicht nur das, auch lesen lehrt sie mich.

Sogar das Jagen bringt sie mir bei, obwohl es verboten ist, dass Weiber Waffen tragen oder damit die Tiere des Waldes erlegen, denn diese gehören dem Herzog von Eggenberg. »Das ist Unsinn«, sagt Leonore, »die Tiere des Waldes gehören sich selbst. Aber der Herzog gehört dem Kaiser wie ein Hund.«

Wenn sie ein Tier tötet mit ihrem Bogen, einen Hasen, ein Rebhuhn oder ein Reh, was nur geschieht, wenn es notwendig ist für uns oder das Tier, dann entschuldigt sie sich bei ihm und begräbt sein Herz unter einer Buche. Mit dem Blut des Tieres, das auf ihren Händen klebt, malt sie sich eine Linie quer über die Stirn, dann betet sie stumm zu ihrer Göttin. Eines Tages nehme ich ihre blutigen Finger und male mir diese Linie in das Gesicht. Nun bin ich eine Heidin genau wie sie. Sie lässt es geschehen. »Du bist frei«, sagt sie, »du allein entscheidest über dich.«

Nur eines will sie nicht: mich mitnehmen in die Stadt, wenn sie dort ihre Salben und Tinkturen verkauft. »Die Welt ist verrückt«, sagt sie, »die Männer sind Bestien, egal welche Kleider sie tragen.« Und dass es besser sei, ich bleibe im Wald, wo es sicher ist. Ich gehorche ihr, ohne zu zögern, aber mein Herz ist voll Sorge um sie, wenn sie alleine nach Krumau geht oder nach Oberplan, das die Böhmen Horni Plana nennen.

Wir verließen die Aussichtsplattform. Mit jeder Stufe, die wir hinabstiegen, wurde mein Zittern weniger, aber das Herz blieb mir schwer. Ich wusste, das war noch nicht alles, was uns hier erwartete.

Das Auto ließen wir beim Park stehen und gingen zu Fuß in den Ort hinunter. Ein langgezogener Platz, umsäumt von Kastanien, mit einem leeren Brunnen dazwischen, die Häuser mit niederen Dächern und barocken Fassaden, in lindgrün, rosa und blassgelb bemalt. Dunkle breite Hoftüren, jede verschlossen.

Am südlichen Ende des Platzes war ein Café, das offen hatte. Wir traten ein und staunten. Der ganze Raum über und über voll mit Pflanzen, man saß wie in einem Dschungel hier und all das Grün umhüllte uns wie die Arme einer Mutter.

»Da ist es schön, da bleiben wir«, bestimmte Nora und ließ sich an einen der alten Holztische nieder, um die ebenso alte Sessel standen.

Eine Kellnerin kam und fragte in perfektem Deutsch nach unseren Wünschen. Nora bestellte einen Cappuccino für sich, Kakao für mich und wählte aus einer Vitrine Mehlspeisen mit unaussprechlichen Namen. Sie schmeckten köstlich.

So saßen wir da, ich hing meinen Gedanken nach und sie las in einem Reiseführer über Tschechien. Immer hat sie sowas dabei, egal wohin wir kommen, immer interessiert sie sich für die Geschichte der Menschen, die dort leben.

Ich sah mich ein wenig um in dem Raum, und versuchte die vielen Pflanzen in ihren unterschiedlichsten Behältern, vom Bierkrug bis zum Wanderschuh, zu erkennen. Ein Efeu kletterte die Wand hoch, bis hinauf zur Decke, die von schweren Balken gehalten wurden. Sie leuchteten rotbraun.

»Ochsenblut«, sagte ich zu mir selbst,

»Was?«, wollte Nora wissen, den Reiseführer immer noch offen vor sich.

»Die Balken sind mit Ochsenblut gestrichen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich weiß es eben.«

»Sie haben recht«, sagte die Kellnerin, die eben die Teller abräumen wollte. „früher, sehr viel früher, vor hunderten Jahren oder mehr, strich man die Balken eines Hauses mit Ochsenblut, um sie vor dem Holzwurm zu schützen. Aber das weiß heute kaum jemand mehr. Sind sie Kunsthistorikerin?“

Ich verneinte, Nora sah mich an und schüttelte den Kopf.

»Das Haus hier ist das älteste von Horni Plana«, erzählte die Kellnerin weiter. »Es wurde noch vor dem dreißigjährigen Krieg gebaut. Alle anderen sind viel jüngeren Datums. Angeblich hat hier mal der Stadtschulze gewohnt.«

»Ein Stadtschulze, was soll denn das sein?«, wunderte sich Nora, aber die Kellnerin war schon wieder weg.

»Ein Richter«, antwortete ich.

»Echt jetzt?«

»Ja, das Wort kommt vom mittelhochdeutschen Schuld-heissen. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren die so etwas wie Bürgermeister in den Dörfern und kleineren Städten. Und dort, wo kein Richter war, führten sie auch die Verhandlungen in Rechtsstreitigkeiten.«

»Was du alles weißt.«

Ja, Donna Nora, dachte ich, ich weiß mehr, als ich wissen möchte.

Sie las weiter in ihrem Reiseführer.

»Sieh mal einer an«, sagte sie, »1625 fiel der gesamte Ort einem Großbrand zum Opfer. Alle Häuser wurden vernichtet, bis auf das des Dorfschulzen.«

Ja, ich weiß, dachte ich.

»Und alle Männer der Stadt starben dabei, jedoch keine einzige Frau und kein Kind. Die hatten alle Zuflucht in diesem Haus hier genommen.«

Ja, Nora, ich weiß.

»Es wurde nie geklärt, wie es zu diesem Brand kam«, las sie weiter, »Vermutlich dürfte es sich um einen Anschlag von aufständischen Bauern gehandelt haben. Der in Volkssagen festgehaltene Verdacht, dass es sich bei den Brandstiftern um Hexen oder gar um Werwölfe handelte, darf aber dem damals weitverbreiteten Aberglauben zugeschrieben werden.«

Sie ist in der ersten Nacht vor Vollmond weggegangen und will am ersten Tag nach Vollmond wieder da sein. Das tut sie immer so, wenn sie nach Krumau oder Oberplan will, um die Essenzen und Kräuter den Apothekern anzubieten. Und den nächsten Pharmazeuten gibt es erst in Budweis, das ist zu weit. Ärzte gibt es nirgends mehr, die sind alle irgendwo im Krieg.

Sie geht immer in der Nacht, eingehüllt in einen grauen Umhang, das Gesicht mit Ruß geschwärzt und gebückt wie eine alte Frau, damit sie nicht von den Männern belästigt wird. Aber sie ist keine alte Frau, sie ist erst dreißig Jahre alt. Und wunderschön, ich weiß das, denn ich habe sie gesehen, wie ihre Göttin sie schuf.

Jetzt ist der vierte Tag. So lange war sie noch nie weg. Ich beginne Angst um sie zu haben. Am fünften Tag schwärze ich mein Gesicht und ziehe mir eine graue Decke über. Ich muss sie suchen. Das Pfeiflein gegen die Wölfe nehme ich mit.

Am sechsten Tag nach Vollmond treffe ich in Krumau ein und frage mich zum Apotheker durch.

»Leonore aus dem Wald? Nein, die war nicht da, die kommt erst nächsten Monat wieder. Aber Soldaten kannst du haben. Soviel du willst.« Er grinst dreckig. Seine Zähne fehlen wie die Butzenscheiben in den Fenstern der Apotheke, ein Hund liegt totgeschlagen vor der Tür zu seinem Haus.

Ich laufe nach Oberplan, Angst im Herzen. Vor den Wölfen, vor den Soldaten, um meine Herrin. Die ganze Nacht laufe ich. Am Morgen des sechsten Tages komme ich an. Die Stadt ist wie leergefegt. Ich frage einen Alten, wo die Menschen alle sind.

»Bei dem Prozess«, sagt er. »Welcher Prozess?« »Bei dem gegen die Hexe.« »Und wo ist dieser Prozess?« »Ja wo soll er denn schon sein, beim Dorfschulzen natürlich! Wenn du schnell bist, hörst du vielleicht noch das Urteil!«

Ich laufe zum Haus des Schulzen, das voller Menschen ist, zwänge mich durch eine dichte, stinkende Menschenmasse, die Frauen ernst, die Männer zornig. Einer greift mir an die Brust, ich stoße ihn weg, dränge weiter, dann bin ich ganz vorn.

Sie haben sie mit Händen und Füßen an einen Stuhl gebunden. Ihr Kleid zerrissen, das Haar zerzaust, aus ihrer Nase rinnt Blut. Ich sehe sie an, will schreien, aber kein Ton kommt aus mir heraus. Sie sieht mich, schüttelt den Kopf.

»Das Urteil ist gesprochen«, donnert eine Stimme, »es wird in einer Stunde vollstreckt!« Die Stimme gehört einem dicken Mann, der hinter meiner Herrin an einen langen Tisch sitzt, links und rechts von ihm zwei finstere Büttel. Es ist der Schulze. Endlich findet mich meine Stimme wieder. »Nein!«, schreie ich.

Der Schulze gibt einem seiner Büttel ein Zeichen, der packt mich und zieht mich fort, vorbei an Leonore. »Warum?«, fragt sie. »Weil ich dich liebe«, will ich ihr antworten, aber da wird auch sie gepackt und weggeschleift. Die Männer grölen.

Der Büttel stößt mich in einen Raum und ich falle hin. Direkt vor die schmutzigen Stiefel des Schulzen.

»Wer bist du, Weib«, herrscht er mich an, »und was willst du?«

»Ich bin Leonores Dienerin und bitte um Gnade für sie.«

»Die Dienerin also.«

»Ja, Herr.«

»Die Dienerin einer Hexe.«

»Sie ist keine Hexe!«

»Man sah sie das Herz eines Kalbes essen, das sie vorher getötet hat.«

»Sie tötet keine Kälber!«

»Man sah sie aber!«

»Dann beweist es doch!«, schreie ich ihn an.

Er schlägt mich ins Gesicht, ich taumle, mein Mund füllt sich mit Blut.

»Ich habe hier nichts zu beweisen«, sagt er, »ich habe Recht zu sprechen. Und solches tat ich nach bestem Wissen und Gewissen. Das Urteil wird vollstreckt!«

Ich werfe mich ihm vor die Knie, weine, flehe, bitte, aber er weicht nur zurück.

»Du bist nicht ihre Dienerin«, sagt er, »du bist ihr Schlafweib, ihre Buhle. So kommt zu Teufelsanbetung und Viehraub auch noch Sodomie dazu!«

»Herr, ich bitte euch! Acht Kinder hat euch euer Weib geboren, bei jedem Einzelnen war sie dabei und rettete ihr Leben! So habt doch Gnade!«

Er schickt den Büttel weg, dann sieht er mich an und sagt: »Meine Gnade ist das Urteil. Hundert Hiebe mit der Peitsche und nicht einer weniger.«

»Hundert Peitschenhiebe, Herr? So seht sie euch doch an, sie wird keine dreißig überleben!«

»Vielleicht. Vielleicht doch. Ich könnte sie auch dem Pfaffen lassen. Der baut für sie den Scheiterhaufen. Ist dir das lieber, Hexendienerin? Oder den Soldaten in Krumau? Soll ich sie dorthin schicken? Da ist der Scheiterhaufen besser! Nein, es bleibt dabei, die Peitsche. In einer halben Stunde.«

Ich liege am Boden und weine. Er hebt mich hoch und stößt mich zu der Tür.

»Verswinde jetzt. Du kannst ja, um ihr die Strafe milder zu gestalten, gern die Hälfte ihrer Hiebe haben! Und jetzt hinaus, du Ausgeburt des Satans!«

Zwei Knechte kommen, achten nicht auf mich, ein jeder trägt zwei Eimer Blut. Mein Herz bleibt stehen.

»Das Ochsenblut für eure Balken, Herr«, sagt der eine.

»Nun denn«, befiehlt der Schulze, »beginnt mit eurer Arbeit.«

Wir verließen das Café und gingen Hand in Hand unter den Kastanien den Hauptplatz entlang, Richtung Kirche. Ich drehte mich noch einmal um. Da stand die nette Kellnerin von vorhin an der Tür und winkte uns nach. Ich winkte ihr zurück.

Die Kirche, ein riesenhafter Bau, erschlug mit ihrer Wucht das Bild vom kleinen Städtchen. Nichts an ihr war freundlich, ein drohender Zeigefinger der Turm, die Längsfront grau und abweisend. An ihrem Portal über der Tür war das Relief einer schmerzverzerrten Fratze eingemauert.

»Besonders einladend ist das aber nicht«, bemerkte Nora.

»Soll es auch nicht sein«, erklärte ich, »Es soll viel mehr die bösen Geister fernhalten, in dem es zeigt, was in der Hölle für Qualen auf sie zukommen werden.«

»Unsinn«, sagte sie, »mich hält gar nichts auf.« Dann öffnete sie die schwere Tür.

In der Kirche war es kalt und finster. Nora ging nach vorne, betrachtete die düsteren Kreuzwegbilder, blätterte in einem Gesangsbuch, schüttelte ihren Kopf über den Jesus am Kreuz und schlenderte gemächlich wieder zurück. »Hässlich ist es hier«, bemerkte sie, »ganz anders als eben in dem Café, wo dich nur Natur umgibt!«

Wir wandten uns zum Gehen. Kurz vorm Ausgang blieb sie stehen und sagte: »Die schönste Kirche findest du in Scheibbs. Sie ist der Heiligen Magdalena geweiht und das Besondere daran ist, dass alle wichtigen Frauen der Bibel dort ihr Bild haben. Nicht nur Maria und Magdalena, auch Martha, Anna, Sarah, Ruth und Judith. Selbst Nothburga, die Schutzpatronin der Mägde und Dienerinnen.«

»Was du alles weißt«, wunderte ich mich ehrlich.

»Ja, nicht wahr? Dabei glaube ich an diesen Hokuspokus gar nicht. Mir standen die Hexen immer näher.«

Ja, Donna, ich weiß. Mir auch.

Beim Rausgehen sah ich links und rechts vom Kirchentor wieder zwei eingelassene Fratzen. Sahen aus wie Hundeköpfe. Waren aber Wölfe.

Wir gingen um die Kirche herum. An der Nordseite waren die Fenster zugemauert, auf dem Sockel lauter alte Grabsteine. »*Hier ruht die Lisbeth Moor*«, stand auf einem, »*des Schultheiß allhier Wittfrau, in Himmel aufgefahren am VI. Julei MDCLXXIV. Sit tibi ex lupis salvus esse.*«

Auch die anderen Grabsteine an der Kirchenmauer zeigten nur Frauennamen. Alle aus dem 17. Jahrhundert. Und jeder mit der gleichen Inschrift: »Mögest du vor Wölfen sicher sein«. Nora fiel es anscheinend nicht auf und ich sagte nichts.

Wir gingen um die Apsis der Kirche herum und standen vor einem hüfthohen Meer roter Margeriten. Für einen Moment sah es fast so aus, als würden sie sich vor uns verbeugen. Und mittendrin der Pranger. Ein zwei Meter hoher Phallus aus grob behauenen Granit, links und rechts in Schulterhöhe schwere, verrostete Eisenringe. Meine Handgelenke fingen augenblicklich an, wie Feuer zu brennen.

»Na, war Obelix auch schon da und hat einen Hinkelstein hiergelassen?«, versuchte Nora zu scherzen.

»Das ist ein Pranger«, sagte ich.

»Danke schön Frau Professor, das weiß ich selbst!«

»Das ist *dein* Pranger, Donna.«

»Was jetzt? Willst du mich da anbinden und auskitzeln?«

Sie ging zu der Granitstele und schlüpfte mit den Händen durch beide Eisenringe. Dann sah sie mich an und lachte. »Na, dann komm, kleine Marie! Mach mich fertig!«

Ich ging zu ihr und küsste sie.

Es war nicht nur ihr Pranger allein.

Die Männer sind schon alle bei der Kirche, wo der Pranger steht, vor dem Haus des Schulzen nur mehr Frauen. Darunter auch sein Weib, Lisbeth, ich kenne sie. An ihrem letzten Kind erlernte ich die Kunst des Wegeleitens, das Entbinden.

*»Die Kinder«, ruft sie den Frauen um sich zu, »bringt alle Kinder her, sofort!«
»Aus welchen Grund?« »Ein schwerer Regen kommt!« »Wer sagt das, etwa gar die Hexe?« »Ja, ihr Närrinnen, und jetzt holt eure Bälger, sputet euch!«*

Sie sieht mich an, mir ist, als würde es ihr Herz zerreißen. Dann packt mich eine Hand an meinem Haar, zieht, schleift und stoßt mich vor, bis hin zum Pranger.

»Da, deine Buhle«, ruft der Büttel hinter mir zu meiner Herrin, »sie will die Strafe mit dir teilen.« Dann bindet er mich an den einen Ring, am anderen hängt sie. Sie sieht mich an, ihr Blick ist voller Angst um mich.

»Warum?«, fragt sie erneut und ich kann es ihr endlich sagen: »Weil ich dich liebe, Leonore, und ohne dich will ich nicht leben!«

»Nun fangt schon an, ich will zu Tisch!«, fordert der Schulze. Und meine Herrin sagt zu mir: »Küss mich, sofort!« Ich küsse sie auf ihre Wange, aber sie befiehlt: »Nein, so wie ein Mann sein Weib sollst du mich küssen!« Ich zögere, dann tu ich es.

Der erste Peitschenhieb zerfetzt ihr Kleid am Rücken, der zweite meins. Mein Oberkörper bäumt sich auf, jedoch mein Mund verlässt den ihren nicht. Sie schmeckt so süß, vertreibt den Schmerz auf meinen Rücken, trinkt ihn aus mir heraus, als würde sie das Gift von einer Natter aus meinen Schenkeln saugen.

Der dritte und der vierte Hieb. Ich spüre, wie sie mir mit ihrer Zunge ein kleines Kügelchen aus Blättern in den Mund schiebt. Ich nehme es an, es ist hart, ich frage

nicht, was es enthält. Der fünfte und der sechste Hieb. »Zerbeiße es rasch«, befiehlt sie und ich tue es.

Der siebte und der achte Hieb. Am Himmel ziehen dunkle Wolken auf, ein scharfer Wind weht kalt. Sonst ist es still, bis auf das Knallen ihrer Peitschen.

Der neunte Hieb wirft sie nach vor, der zehnte mich. Sie hascht mit ihrem Mund nach meinen Hals und beißt hinein. Doch nicht dem Hals galt dieses Beißen, sondern dem Faden um ihn, an dem das kleine Pfeiflein hängt, mit dem sie mir das Leben vor den Wölfen rettete, als wir uns trafen. Der elfte und der zwölfte Hieb. In meinem Mund ein bitterer Geschmack.

Und wieder schnappt sie nach dem Faden. Nun hat sie ihn, und meine Zunge wird ganz taub. Dem nächsten Hieb wirft sie sich voller Kraft entgegen, der Faden reißt, nun dringt auch mir die Peitsche tief ins Fleisch. Die Taubheit breitet sich auf meinen Nacken aus. Sie hat das Pfeiflein zwischen ihren Lippen, bläst nun in dieses Rohr aus blankem Eisen. Dann ruft sie mir noch zu: »Jetzt halt dich fest an mir!«

Ich hör den Ton des Pfeifleins nicht, doch fühl ich ihn im Kopf, es ist ein anderer als damals. Die Peitsche spür ich nicht mehr. Und wenn, dann wäre es egal. Nur ihre Hand, ihr Kuss auf meinen Lippen, ihre Zunge, bleibt. Sonst nichts.

Der Himmel schwarz, ein Blitz, dann schwerer Regen. Da schreit ein Büttel: »Brand!« Der andere bricht ab, was er uns antut. Die Männer setzen an, den Brand zu löschen, doch bleiben sie erstarrt. Das Grauen steht in ihren Augen, ich erkenne es von hier. Dann hör ich Knurren, Hecheln, Bellen, sehe Schemen. Und gelbe Augen, mehr als acht. Viel mehr.

Wir fliegen. Sie hat mich umarmt, ich sie. »Was ist das für ein sonderbares Kleid, das du da trägst?«, will ich sie fragen, »so glatt, so eng?« Und dann ist Wasser rings um uns. Wir sinken auf den Grund, dort stößt sie uns mit ihren Füßen wieder ab, ich schau der Göttin ins Gesicht, wir schweben hoch.

Wir tauchen auf. Mein Kopf an ihrer Wange, sie hält mich fest umarmt. Was ist das für ein Ort hier, denke ich, der Himmel? Dann küsst sie mich und lacht.

Kurz vor der Grenze zu Österreich hielten wir nochmal an. Ein Laden voller Zeug, das keiner braucht, aber alle kaufen: Gartenzwerge aus Plastik, gefälschte Markenschuhe, Kleider, billiges Parfüm. Davor ein Kiosk, eine Tankstelle, ein Bordell als Massagesalon getarnt, ein Zahnarzt und ein Nagelstudio.

»Ich hol mir eine Stange Zigaretten, die sind billiger hier. Wartest du, oder kommst du mit?«

Ich wartete lieber. Stellte mich zwischen die Gartenzwerg und machte ein Selfie, löschte es wieder, sah nach den Preisen an der Tafel des Nagelstudios. Ein ekliger Typ mit Bierbauch und Trainingshose musterte mich anzüglich.

»Was ist, Kleine? Zwanzig Euro, wenn du mir einen bläst!«

»Arschloch!«, zischte ich ihn an und ging in das Geschäft zu Nora. Gut, dass sie das nicht mitbekommen hat, dachte ich, sie hätte den Fettsack glatt zusammengeschlagen.

„Was ist, Marie, willst du auch was?“, fragte sie.

„Nein, lass uns lieber nach Hause fahren.“

Sie nahm ihre Zigaretten, zwei Dosen Cola und eine Tüte Chips. Die Chinesin an der Kasse grinste ein falsches Lachen.

„Wahnsinn, was die alles für Ramsch haben“, sagte sie, schon im Auto. Sie warf die Zigaretten auf die Rückbank, ins Handschuhfach legte sie ein kleines Schächtelchen.

„Was ist das?“, fragte ich.

„Eine Galtonpfeife“, antwortete sie, „Für Shirin, die hat ihre nämlich verloren.“

„Was ist eine Galtonpfeife?“

„Eine Pfeife, um Hunde zu dressieren. Ihr Ton ist so hoch, dass er für das menschliche Ohr nicht hörbar ist.“

„Geht das auch mit Wölfen?“, fragte ich nach.

„Keine Ahnung“ antwortete sie, »kann ich mir aber gut vorstellen.«

Dann küsste sie meine Fingerspitzen und fuhr los.